



# Unsere Heimat

Beilage zur Kösliner Zeitung

Nr. 10

Sonnabend, 16. August 1924

Nr. 10

## Erinnerungen aus dem Leben eines alten Hinterpommer.

Von F. M.-Köslin.

Da man sich jetzt vielfach bemüht, das Tun und Treiben unserer Väter ans Tageslicht zu fördern, so hat sich auch der Schreiber dieses entschlossen, etwas Weniges von dem, was ihm sein seliger Großvater am warmen Ofen beim flackernden Kienspanlicht, während das Spinnrad der Großmutter schnurrte, zu erzählen pflegte. Mein Großvater, Christlieb M., wurde als jüngster Sohn des Gutspächters M. zu Priddargen im Jahre 1799 geboren, wenige Tage nach seiner Geburt, wurde er mit samt seinen Laufsapatzen nach Goldbeck zur Laufe im Schlitten bei grimmiger Kälte gefahren. Bei dieser Gelegenheit gingen die Pferde durch und der Schlitten mit seinen Insassen warf um, der Täufling aber wurde im weiten Bogen aus seiner „Butt“ heraus in den tiefen Schnee geschleudert. Lachend erwählte er das, wenn man sich über seine Unempfindlichkeit gegen Schnee und Kälte wunderte. Dann kamen die Schuljahre und Christlieb M. besuchte die Dorfschule, in der der Herr Schulmeister nur des Winters Stunden gab. Bei diesem Unterricht saß der Lehrender auf einem Tisch und schnaiderte, da er bei dem geringen Einkommen der damaligen Zeit sich nicht anders ernähren konnte. Doch brachte er seinen Zöglingen „Was bei“, da er stramme Zucht und Ordnung in der Schule hielt, und pfeilschnell von seinem Sitz aufsprang und den Kindern das Hinterteil mit der Elle maß, sobald er einer Unregelmäßigkeit anichtig wurde. Im Sommer aber weidete der Schüler (oder Meßkerl wie er damals plattdeutsch genannt wurde), die Milchkuhe des Dorfes. Die Jungen, die den ganzen Sommer über Ferien hatten, weideten die heurlaubten Zugochsen und Jungvieh. Da damals noch nicht die sogenannte Separation stattgefunden hatte, konnte man im Herbst, wenn die Acker und Wiesen abgerentet waren, überall, auch auf den Radü-Wiesen des 1½ Meilen von Priddargen entfernten Zeblin, hüten. Dies machte dem Christlieb ganz besonders Vergnügen. So zog er denn mit seiner Herde in Gesellschaft mehrerer gleichaltriger Jungen dorthin, um den Ochsen einmal einen fetten Schmaus bieten zu können. Diese Reise dauerte mehrere Tage und man übernachtete in einer Waldbede beim lodernnden Feuer. Zum Schutze gegen die noch damals häufig vorkommenden Wölfe, wurde neben dem Vieh noch ein starker Wolfshund mitgeführt, der stets am Strid geleitet wurde, da er Kälber und Jungvieh sonst, wenn er auf das Vieh gehegt wurde, zum Tode gebissen hätte. Sobald aber ein Wolf in Sicht kam, wurde er auf denselben gehegt, und der Wolf mußte eiligst in der Flucht sein Heil suchen, oder mit der Haut bezahlen. Doch kam es vor, daß diese Bestien sich an die Herde heranschlichen, und den jungen Kindern die Kehle durchbissen in der Meinung, das sie ihnen zuteil würden, was, wie schon erwähnt, der Wolfshund vereitelte. Ein selbter Wolfsabenteurer hatte der spätere Schwiegervater Pächter Kath zu Rottow bei Groß-Tschow. Kath ritt nämlich an einem Wintertage bei Schnee und Kälte nach Groß-Tschow, um das Messer der damals noch sehr primitiven Händellade verstaubt zu lassen. Da diese Arbeit aber sich bis gegen Abend hinzog, wurde Kath im Tschower Walde von einem Rudel Wölfe überfallen; im

laufenden Galopp ging der Heimat zu. Aber die Wölfe, zu denen sich immer mehr gesellten, packten den gutgenährten Fuchs an den Hinterbeinen, andere trachteten die Kehle zu fassen; der wadere Fuchs schlug hinten und vorn aus. Hierbei hatte der bejahrte K. das Unglück, vom Pferde zu stürzen. Da die Wölfe in ihrer Wut nur den Gaul verfolgten, so konnte sich K. in eine zweirädrige Schäferhütte retten, in der der Schäfer im Sommer übernachtete, während die Schafherde in den Hürden lag.

Aber nicht lange. So kehrte die Wolfsgeellschaft von ihrer vergeblichen Verfolgung des Pferdes zurück, da es diesem gelang, wohlbehalten, wenn auch schweißtriefend den Hof zu erreichen. Sie machten nun dem K. in seiner Hütte, in der er sich so gut wie möglich verschanzte hatte, ihre Aufmerksamkeit und versuchten die mit Brettern und hölzernen Nägeln bekleidete Wandung der Hütte loszubrechen, wobei ihnen K. aber mit seinem scharfen Schneidmesser jedesmal die Schnauze durch die entstandenen Ritzen verhielt. Dabei griffen sie mit den Vorderpfoten hindurch und zerrissen ihm den blauen eigengewebten Wintermantel derart, daß er einem Maskenkostüm ähnlicher sah, als einem Mantel. Doch hätte er bei diesem wütenden Angriff bald kapitulieren müssen, wenn seine Leute durch den heimkehrenden Fuchs nicht auf die Gefahr aufmerksam gemacht worden wären. Schleunigst machte sich alles, mit Feigabeln bewaffnet und vom Wolfshund und Viehhunden begleitet, auf den Weg, erlösten den Gefangenen aus seiner kritischen Lage und vertrieben die Wölfe. Aber wie staunten die Leute des K., als sie ihren Herrn aus der Hütte hervorkommen sahen, über das Aussehen und den Geruch seines Mantels, derselbe war, wie gelagt, von den Wölfen nicht nur furchtbar zerrissen, sondern auch ganz naß. . . . da sie einsehen, daß sie sich auf keine andere Art an dem Belagerten rächen konnten. Der Mantel wurde nun, zum Andenken an die Errettung aus Lebensgefahr, auf dem Hausboden aufgehängt, und bei Gelegenheit den Besuchern gezeigt, aber sofort beim Berühren entwickelte dieser einen so abscheulichen Gestank, daß man so schnell wie möglich den Boden verlassen mußte.

Ein andermal ging der Pächter und Viehhändler Rohne zu Abbau Schmenzin in den nahen Wald, um am frühen Morgen, nach den den sämtlichen Pächtern gehörenden Schweinen zu sehen, die tags in die Waldmast, nachts aber in einen mit einem hohen Zaun umfriedigten Platz getrieben wurden. Nun hörte er, als er in die Nähe des Zaunes kam, ein eigenartiges Gurren -- und sah dann das ganze Schweineregiment um einen in der Mitte des Platzes stehende krumme Weide versammelt. Diese schauten mit wütenden Blicken zur Spitze des Baumes empor, in der Freund Hegerimm, zitternd vor Angst, Platz genommen hatte. Er hatte nämlich der Schweingeellschaft einen nächtlichen Besuch abgestattet und war über den hohen Zaun gesprungen, wurde aber sehr unhöflich empfangen, denn statt, daß er eines oder mehrere dieser Butsch töten konnte, wäre er selbst bald von den Schweinen getötet worden, wenn er nicht auf der krummen Weide Zuflucht gefunden hätte, da bekanntlich Schweine ihre Jungen bis aufs äußerste verteidigen, umso mehr die halb wilde Rasse damaliger Zeit.

Hier mag gleich eine andere Wolfsgeschichte erzählt werden. Als später die Regierung, um Wölfe auszurotten pro Kopf 1 Taler zahlte, fand eines

Sonntag vormittags der Dorfhirte von Alt-Hütten bei Bublitz beim Suchen von Wildenteneiern, auf einem Morast im Waldesdickicht 5 junge Wölfe friedlich in ihrer Höhle sitzend, und die Mutter abwesend. Flugs wurden sie ermordet, in den Schnappsack spebiert, denn sie brachten ja einen Ertrag von 5 Talern ein, für damalige Zeit ein Kapital. Aber die Freude sollte dem guten Alten bald versalzen werden, denn als einige Zeit später die Viehherde an derselben Stelle weidete, sprang urplötzlich die Wolfsmutter aus dem Dickicht hervor, riß einem jungen Kinde die Kehle aus, und war im Nu verschwunden, ehe noch der Wolfshund seine Tätigkeit beginnen konnte. Daß eine getrocknete Wolfsgurgel als besonders glückbringend von unsern Alten angesehen wurde, wird den meisten Lesern bekannt sein, sah doch der Schreiber dieses bei dem Mühlenbesitzer M. in Ubedell unter den Papieren und sonstigen Hinterlassenschaften seines Großvaters Daniel M., der als Müllerergesse in der Kösliner Stadtmühle im Jahre 1809 gearbeitet hatte, eine sehr zusammengetrocknete 5 Zentimeter lange Wolfsgurgel, die der einstige Besitzer derselben von einem Förster in Redow erhalten hatte, und stets als Amulett bei sich trug.

Doch es mag genug hiervon sein, wenden wir uns nun wieder zu Christlieb M. und hören, was er uns noch aus der Franzosenzeit erzählt. An einem trüben Novembertag hielten 30 Mann französische Reiter ihren Einzug auf dem M. schen Hofe, jagten das Rindvieh in den Schnee und benahmen sich anfangs recht frech, nachher aber wurde die Stimmung friedlicher, zumal die meisten etwas deutsch konnten -- Christlieb als stämmiger Hinterpommer mußte sich mit dem jüngsten Franzosen, einem schwächlichen Burschen, auf Veranlassung seiner Kameraden öfters „wringen“, wobei ersterer stets zum Gaudium der Franzosen Sieger blieb, trotzdem er erst 13 Jahre zählte. Ja, einmal wurde der Franzose so erobert über das Gelächter seiner Kameraden, daß er den Degen zog und Chr. erstechen wollte, und es auch unfehlbar getan hätte, wenn die übrigen Franzosen nicht dazwischen gesprungen wären. Eigenartig berührte es, wenn die Mutter des Chr. in der Morgenfrühe ihre Haferrübe als Frühstück für ihre Leute und Einquartierung kochte, und dabei ihr Morgenlied sang, die Franzosen in den warmen Betten liegend sagten: „Hörst du Froo Moder schon wedder so lustig.“ Ja, doch zumal, wußte man noch, was es heißt, wenn der Psalmist spricht: „Das ist ein köstlich Ding, dem Herrn danken, und lobsing den deinem heiligen Namen du Höchster, des Morgens deine Gnade und des Nachts deine Wahrheit verkündigen.“ Hörte doch Christlieb, wenn er am frühen Sonntagmorgen nach Bublitz ging, um für die französische Einquartierung einen Kalbsbraten zu holen, den sie von ihren Wirtsleuten verlangten, fast aus jedem Hause ein Morgenlied. Auch in Rottow bei dem Pächter Kath, den wir schon kennen lernten, trafen um die nämliche Zeit die Franzosen ein. Hier war der Hausherr aber zufälligerweise mit seinen Gespannen nach Belgard gefahren und kam nach Hause, als die Franzosen unter dem Hoftor sich bei ihrem Geßel zu schaffen machten. Kath ging, ohne sie zu grüßen und eines Blickes zu würdigen, an ihnen vorbei. Dies verdross einen derselben so, daß er dem Vorübergehenden eins mit der Reitpeitsche über den breiten Rücken zog. Dieser aber, ein Hüne von Gestalt,



der 8 Jahre als Kürassier gedient hatte, packte den verdubten Franzosen an der Kehle und drückte ihn an die Wand, daß er kreideweiß wurde. Am Abend, als die Dienstmädchen die Betten für die Franzmänner herrichteten, erlaubte sich einer dieser Gejellen die Freiheit, eines der Mädchen in schamloser Weise zu belästigen; da aber schlug die Wut unseres Biedermannes zu heller Flamme empor, er packte den elenden Franzosen, warf ihn zu Boden und kniete ihm auf die Brust, daß ihm die Knochen krachten, und gab ihm so einen Denktzettel für alle Zeit. Die Folge war, daß sich die Franzosen nachher anständig benahmten und öfter sagten: „Großburr farr stark“. Ja, man war mit den Franzosen besser zufrieden, wie mit den nachfolgenden Russen, die rabenartig stahlen, alles mit Säusen besetzten, und gleich beim ersten Eintritt das zu ihren Ehren auf den Tisch gestellte Salzlucht verzehrten, indem man sich sonst beim bescheidenen Rienspannlicht behalf. Merkwürdig war es, daß einer der Franzosen, als sie im Frühjahr nach Rußland ausrückten, seinem Quartiergeber die Hand zum Abschied mit den Worten drückte „Ruß bricht uns Gnäd“. Endlich kam der erschente Friede; aber noch lange hatte man an den Nachwehen des Krieges zu leiden. Das Wirtschaftsleben lag danieder; mußte Ch. M. doch oft den 5 Meilen langen Sandweg von Friedbargen nach Köslin mit einer Fuhr Roggen machen, ohne auch nur einen Schefzel los zu werden, trotzdem der Schefzel (80 Pfund) nur 18 Groschen kostete. Mußte auch der alte Kath-Rottow in einem besonders schlechten Jahre seine und seiner Gattin Triboden (einen Brautschmuck, den man bei der Trauung in dem damals noch üblichen Zopf trug) an einem Belgarder Juden verkaufen. Er erhielt für seine silberne 16 Groschen, die Gattin für ihre goldene 3 Taler. Ja, jener alte Schmul hatte recht, der bei einem Kommerz in Publiß sang: „Die ganze Welt ist nun kapures, und keinen leichten Groschen wert, der Bonaparte lehrt uns maures, indem er uns die Taschen leert.“ Aber man kam doch wieder hoch, denn man hatte etwas, was unserm deutschen Volk heute vollständig fehlt, nämlich erstens ein lebensdiges Gottvertrauen, und die felsenfeste Zuversicht auf den, der in seinem Worte spricht: „Fürchte dich nicht! Ich bin mit dir; weiche nicht, denn ich bin dein Gott. Ich stärke dich, ich helfe dir auch, ich erhalte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit“ (Jesajas 41,10) und weiter: ein Zusammenhalten von Reich und Arm, von König und Volk in guten und ganz besonders bösen Tagen.



## Ewald Christian v. Kleists Liebesroman.

Von Karl De m m e l - Greifswald.

Im Jahre 1738 hatte Kleist, der damals noch in dänischen Diensten war, eine Werbungsreise im Auftrage seiner Militärverwaltung nach Danzig unternommen. Die Reise erhielt für den Dichter insofern große Wichtigkeit, als durch diese Mission sein Liebesroman beginnt. Nach Erledigung der Werbungsgeschäfte erhielt Kleist Urlaub und verlebte diesen auf dem väterlichen hinterpommerschen Gut Jewelin. Gelegentlich einer Besuchsreise zu seinen beiden verheirateten Schwestern lernte er auf Patrow die Hauptmanns Witwe Freifrau von der Goltz kennen. Zu deren Tochter Wilhelmine faßte der junge Leutnant eine glühende Zuneigung. Noch nach 20 Jahren gesteht Kleist, daß „Wilhelmine wirklich sehr schön gewesen sei und viel Verstand und Erziehung“ besaß. Dem dänischen Offizier von damals war es nicht möglich, unter den obwaltenden Umständen an eine Verheiratung mit Wilhelmine zu denken. So sorgte sich auch Freifrau von der Goltz sehr um Kleist, daß dieser irgendwo eine feste Anstellung erhielt. Sie wollte dann dem Glück ihrer Tochter in keiner Weise entgegenstehen. Jedoch schlug alles fehl: Kleist erhielt nirgends eine Position und kehrte betrübt in den dänischen Militärdienst zurück. Die Forschung konnte bisher nicht feststellen, ob Kleist mit Wilhelmine weiter im Verkehr und Briefwechsel blieb. In seinen Werken,

## Verluste des Kirchspiels Streitz in den Kriegen Friedrichs des Großen.

Wenn das Geschick des wunden Preußen-Deutschland in seiner ganzen Schwere sich erweist, dann traten jedem guten Deutschen die Zeiten glorreicher Vergangenheit besonders klar vor die Seele, Zeiten, in denen der Impuls eines ganzen Volkes bewundernswertes vollbrachte, und die den Grund gelegt haben zu Deutschlands einstiger Macht um die letzte Jahrhundertwende. Die Taten seines größten Fürsten, Friedrichs II., „des Einzigen“, sind unzweifelhaft die markantesten in der ganzen Geschichte unseres Vaterlandes.

Wie sein Kampf gegen ganz Europa, aus dem er siegreich hervorging, in seiner Auswirkung ein kleines Gemeinwesen in Bezug auf Menschenopfer berührte, davon einige Zeilen. Sie betreffen die Pfarodie Streitz. Das alte Kirchenbuch überliefert uns auf seinen vergilbten Blättern, wie Söhne dieses Kirchspiels unter den Fahnen Friedrichs des Großen dem Vaterlande dienten und den Tod für ihres Königs Ruhm starben. Die Eintragungen sind ohne Schema in eingehend-anprechender Form gehalten, gemäß dem damaligen Brauch der Pfartherren als den Kirchenbuchführern, nicht in dem dürren Stil der heutigen Standesamtsregister. Wortgetreu sollen sie wiedergegeben werden.

1. 1741, 23. Oktober: Hans Pegelow . . . . . Christian Pegelow l. Sohn, preuß. Musquetier unter d. Abl. Rg. de la Motte, in Breslau.

2. 1741, 9. November: Hans Pegelow, des Berwalters Hans Pegelow geliebtester Sohn, Musquetier unter d. Hochl. de la Motte'schen Regimente zu Krappitz in der Nieder Schlesien an einer großen Krankheit. Er ist gebohren an: 1713 den 13. January.

3. 1742, d. 17. Mai starb Hans Knop, Soldat im de la Motte'schen Regiment in der Schlacht bei Chotnitz.

4. 1756, 11. Dezember: Gerth Heinrich v. Schmeling, Wohl bestellt gewesener Major unt. einem Husar.-Regiment Sr. Königl. Majestät in Preußen. Er ist gebohren worden anno 1710 d. 6. Febr., dessen wohlverehr. Fr. Vater war Burgardt Heinrich von Schmeling, Erb Herr auf Streitz etc., S. wohlverehr. Fr. Mutter war . . . v. Brederslowen. Starb an der jehigen Krankheit in Sachsen in den Winther Quartieren (?).

5. 1757, 8. May: Hans Christian Bindemann, Grenadier unt. d. Hochl. Prinz Moritz-Regimente, wurde in dem großen Treffen bey der Haupt Stadt in Bohmen mit einem doppelten Schusse entleibet, daß verst. Vater war Christian Bindemann, Berw.

in Streitz, seine leyderragende Mutter Barbara Kreyen, ist gebohren anno 1725, 25. November.

6. 1757, 18. Juni wurde Michael Pegelow, Musquetier unter dem Prinz Moritz-Regiment in dem heftigen Treffen bei Kollin in Böhmen erschossen. Ist gebohren anno 1732, den 2. Januar, daß Vater ist Christian Pegelow, die Mutter Barbara Kreyen.

7. 1757, 18. Juni wurde Christopher Scheufow, Musquetier unter dem Hochlobl. Manteuffelschen Regimente in dem gar heftigen Treffen bey Kollin in Böhmen erschossen. Es ist derselbe gebohren anno 1719, d. 5. Februar, copuliert mit Marie Kummrow anno 1754, d. 30. Oktober, 2 Kinder gezeuget, davon eins albereits gestorben.

8. 1757, 18. Juni Christian Heyderich, Musquetier unt. d. Hochlobl. Manteuffelschen Regimente in dem Treffen bey Kollin in Böhmen von einem feindlichen Geschö entleibet. Er ist gebohren anno 1719, d. 25. Januar, f. Vater war Hans Heyderich, seine Mutter Anna Bens, alt 38 Jahr und 5 Monathe.

9. 1757, 10. Dezember Hans Heyderich, Musquetier unter dem Hochlobl. Manteuffelschen Regimente, ist gebohren anno 1724, d. 9. Febr., gestorben den 10. Dezember, nachdem er vorher mit einer Kugel in den untern Leib bey Breslau geschossen worden.

10. 1758 im April starb Christian Mollé in Kolberg, f. verst. Vater war S. Mollé in Jüdenhagen, Coffate, er wurde unter die Land Miliz gebohren und hat wenige Tage gedient. Er ist gebohren anno 1733, den 3. Febr.

11. 1758 den 29. Oktober: Jacob Bassahn, Musquetier unt. dem Gen. Manteuffelschen Regimente, daß Vater Peter Bassahn, Coß. in Jüdenhagen, w. gebohren 1712 d. 5. August, starb zu Breslau, alt 47 Jahr 3 Monath . . . Tage, an einer langwierigen Krankheit. Hat der Fahne etliche zwanzig Jahre gebienet.

12. 1759, 25. January: Jochen Nienfeldt, Musquetier unt. d. Prinz Moritz-Regimente zu Trebtow an der Tollense.

13. 1759, 12. Februar: Jacob Wille, Musquet., bey Greiffswalbe in Schweden im 30. Jahre, 7. Jahre Soldat gewesen.

14. 1759, 17. August, blieb der Grenadier Jochen Pantak, des verst. S. Pantak Sohn aus d. Jüdenhagen in der Schlacht vor den Russen ¼ Meile bei Frankfurt an der Oder, er ist geboren anno 1718 d. 19. April.

15. 1759 — 5. September starb Jacob Wisse im Lazareth zu Alten Stettin, des . . . Wisse, Rademacher zu Todenhagen hinterlassener Sohn. Er war Grenadier unter d. Manteuffelschen Regiment,

die zum größten Teil durch Briefe ausgefüllt sind, ist nicht ein einziger Brief von oder an Wilhelmine von der Goltz zu finden. Dagegen findet sich in seinen Dichtungen ein Poem, das Wilhelmine gewidmet ist. Von dem Gedicht sind zwei Fassungen vorhanden. Das dichterische Erlebnis stammt wohl aus dem Jahre 1744. Die Niederschrift erfolgte nach den Angaben im „Hörnung“ (Februar) 1745. Zu dieser Zeit stand aber Kleist schon im Dienste des großen Preußenkönigs. Der Beginn des hier zitierten zweiten Verses bestätigt dieses. Es sei daraus einiges wiedergegeben, das Kleists niedergeschlagene Stimmung ausdrückt:

„Verdammtes Glück, das nur die Narren schüßelt  
Ich suchte dich, du bliebest mir entzogen.  
Die Liebe hat mir Flügel angelegt;  
Umsonst, du bist doch nicht von mir erflogen.  
Rein, Doris soll die Meine nimmer sein . . .  
O, zeigte doch des großen Friedrich Chor  
Den Selbenarm der Feinde starken Haufen!  
Ich schwänge mich alsdann vielleicht empor,  
Ich wollte sie mit meinem Blut erlaufen.  
Wie würd es nicht vor Ruhm und Liebe glühn  
Und diese Faust dem Tod entgegenzieh'n!  
Fünf Jahre währte schon die Bekanntschaft des  
Dichters mit Wilhelmine, ohne daß Aussicht auf  
eine eheliche Verbindung bestand. Allerdings machte  
auch Kleist den Fehler, daß er längere Zeit seine  
Geliebte ohne Nachricht ließ, und so kam es, daß  
Mutter und Tochter langsam anderen Einflüssen  
Behör ickenkten.

Im Jahre 1747 erhielt Kleist die Nachricht, daß

Wilhelmine zur katholischen Religion übergetreten sei und sich vermählt habe. Dieses war jedoch, wie Kleist später erfuhr, eine fingierte Meldung. Wilhelmines Hochzeit fand tatsächlich erst ein halbes Jahr später statt. Es wird jedoch auch berichtet, daß das Mädchen bis zu ihrer Verlobung nach ihm gefragt und ihn treu und wahrhaft geliebt habe. In einem Briefe an seinen Freund Hirzel, datiert Potsdam, den 4. November 1750, schreibt Kleist: „Das Stück „an Wilhelminen“ möchte ich nicht gern ausgeschaltet wissen, weil ich, da ich voriges Jahr zu Hause war, erfuhr, daß sie mir gar nicht untreu geworden, sondern bis zum letzten Augenblick ihrer Versprechung nach mir gefragt. Einer meiner — — aber ein Niederträchtiger, der seine Glückseligkeit im Gelde setzt, hat ihr, da sie ihm offenerzig gesagt, daß sie mich liebte, und daß sie gerne Nachricht von mir haben möchte, glauben gemacht, daß es mir kein Ernst sei usw. Und er hat mir nur nichts davon wissen lassen, sondern mir sogar ein halbes Jahr vor ihrer Vermählung schon geschrieben, daß sie verheiratet wäre . . . Ich hätte, wenn ich im Felde Gelegenheit gehabt hätte, mein Leben vor nichts gehalten, um sie zu besitzen, und wollte es noch tun.“ Durch diese unglückliche Liebe wurde der sonst so forche friderizianische Offizier Melancholiker und Hypochonder. Die Sehnsucht nach dem Tode ist in ihm. Im Gedicht „Sehnsucht nach Ruhe“, wo er dem Streben nach den Totenhainen Ausdruck gibt, heißt es zum Schluß:

„O Doris, meine Ruh,  
Drück mir einst dort die Augen weinend zu.“



wurde aber in der Schlacht vor den Russen den 17. August mit einem feindlichen Schusse blessiert.

16. 1759, 14. November Jacob Maß, Musquetier unter dem Hochlobl. Prinz Moriz Regiment, starb in Sachsen im Gebirge bei . . . . (?).

17. 1759, 15. November starb Hans Pegelow, Musquetier unter dem Hochlobl. Prinz Moriz Regimente in Alten Stettin im Lazareth, ist geborenen anno 1739, 29. Aug., des Vater George Pegelow, des Mutter N. Knopen.

18. 1759, 29. Dezember Jacob Pinnik (?), Musquetier unt. d. Prinz Moriz'schen Regiment unter des Hauptmanns . . . . Compagnie in dem Feldlager im Sach: Gebirge in dem Treffen Reichenau bei Frauenstein ( . . . . ? . . . . ).

19. 1760 — 14. Juli starb der Musquetier Christian Pegelow zu Wittenberg in Sachsen, nachdem er vorher den 13. May beim Sturm Lauffen der Churfürstl. Residenz Dresden einen Todten Schoß von den Oesterreichern in das dicke Fleisch oben im Bein erhalten. Sein Vater ist der Berw. George Pegelow, seine Mutter geb. Knopen. Er ist geborenen 1725, d. 13. Februar.

20. 1769, 14. September: Jochen Minnick, Mousq. im Fürst Moriz Regiment, ist geboren 1738, den 23. November, starb in Torgau.

21. 1760. — 3. November: Christoph Gentke, Musquetier unt. dem Manteuffelschen Regiment, ist geborenen 1736, d. 8. Dezember, mußte sein Leben inblüßen in dem blutigen und scharfen Treffen mit den Oesterreichern bei Torgau in Sachsen, da er mit einer Kanonenkugel getroffen und auch sogleich liegen geblieben. 1 Jahr er der Fahne nur gedient.

22. 1761, d. 13. Martij: Friedrich Freter bey dem Hochl. Manteuffelschen Regiment u. unt. des Sr. Sptm. von Holzmann Compagnie zu Wilden bey Schweidnitz.

23. 1761 den . . . . (?): Hans Pegelow, Musquetier, zu Kolberg, geb. anno 1739 d. 4. Okt.

Wenn man bedenkt, daß das Königreich Preußen zu Zeiten der friedericianischen Kriege noch nicht 5 Millionen Einwohner zählte, so sind die Verluste an Menschenleben im Verhältnis zur Volkszahl ganz gewaltige zu nennen, so daß sie denen des Weltkrieges gleichkommen. Berücksichtigt muß hierbei werden, daß unsere Kirchengemeinde dazumal schätzungsweise etwa 600 Seelen gegen 1100 heute gezählt haben wird.

Ueberhaupt ergeben sich bei Gegenüberstellungen der Verluste beachtenswerte Tatsachen. Wie nachgewiesen, blühten aus dem Kirchspiel Streitz in den Kriegen Friedrichs des Großen 23 Menschen ihr Leben ein, 1813—1815 während der Befreiungskämpfe 10, im Weltkriege 57. Von diesen fielen

oder starben an Verwundung 11 bezw. 6 bezw. 50, die übrigen erlagen Krankheiten. Auf den ersten Blick fällt auf, daß die Zahl der an Krankheit Verstorbenen im letzten Kriege prozentual verschwindend ist gegen früher. Was sind die Ursachen? In erster Linie die sanitären Einrichtungen unseres Heeres, von denen man vor 100 und 150 Jahren absolut nichts kannte. Somit haben damals Seuchen und

## Barzifal.

Sorch, über das blühende Heidekraut träumt zierlicher Schellen Silberlaut — schwillt warnt ein scheuer Rebhahnruß vor eines Rößleins tappendem Fuß — wer reitet über die Heide?

Und hell ein Biechern und ein Geschnauf, aus wilden Rosen taucht es auf: ein Rößlein weiß und ein Rittersmann, der hat ein Kleid von Seide an, ein Kleid von roter Seide.

Das Rößlein niest in den frischen Alee, der Ritter lacht: „Mein Rößlein, hel frisch über Dorn und Sonnenbrand, es ist eine Luft das ganze Land, es macht mich frei vom Leidel“

War meiner Seele tumber Knecht, macht's keinem in der Welt gerecht, drum ritt ich aus dem finstren Tor: zu meinem Gott wollt ich empor — und sah die blühende Heide.

Hier lacht mich alles fröhlich an, hier werd ich Kind, hier werd ich Mann, hier bin ich klar und deute nicht und träume nur im goldenen Licht, hier bin ich frei vom Leidel!“

Und er singt und lacht und lacht und singt, das Lorenglößlein leise klingt — und wieder ein schriller Rebhahnruß — in Rosen gedämpft des Rößleins Fuß — und weite blühende Heide . . .

Hans Benzmann.

Mangel an ärztlicher Hilfe so viele Krieger aufs Kranken- und Totenbett geworfen, ja auch noch 1866, 1870 und 71. Denn die Strapazen und Entbehrungen damaliger Zeit waren sicher nicht größer wie 1914—1918. Ob auch die heutige mörderische Kriegführung mit ihren modernen Vernichtungsmitteln von Einfluß auf die große Zahl der Verluste an Gefallenen im Kampfe gewesen ist, mag dahingestellt bleiben. B. Kummrow-Güldenhausen.

## Geschichtliches von Bangerow.

Von J e n n r i c h - B a n g e r o w .

Der Ort Bangerow, früher auch Bangerow geschrieben, ist, wie der Name zeigt, ursprünglich eine alte wendische Siedlung. Auf den wendischen Ursprung deuten auch noch einige alte Flurnamen hin. Irgend welche sonstigen Zeugnisse auf jener Zeit sind meines Wissens nicht erhalten.

Die Anlage des Dorfes in seiner heutigen Gestalt fällt in die Zeit von 1780—1806. Bis dahin war es ein Gut, das der Herrschaft in Bonin gehörte. Das Gutsgebäude lag an der Stelle, wo heute das Backhaus der Försterei steht, hart am Wege, der zur Forsthausländerei führt und erstreckte sich bis in den heutigen Garten des Herrn Julius Bartelt, wo beim Graben noch öfter Steinreste gefunden werden. Ein Teil des Gutes wurde vor dem siebenjährigen Kriege durch Feuer zerstört. Mündlicher Ueberlieferung nach ist es durch einen Hund in Brand geraten. Dieser wurde in der Küche mit einem Feuerbrande geschlagen. Er lief hinaus und wollte das an seinem Leibe hängende Feuer durch Wälzen in dem auf dem Hofe liegenden Stroh abschütteln. Dasselbe geriet in Brand und mit ihm ein Teil der Gebäude. Der Rest ist ein Opfer der im siebenjährigen Kriege hier hausenden Russen geworden.

Früher scheint Bangerow ein selbständiges Gut gewesen zu sein. Jedenfalls hat sich das Geschlecht derer von Bangerow danach genannt, wie ein Angehöriger dieser Familie selbst angegeben hat. Am 19. Mai 1882 legte nämlich ein großes Feuer fünf Wohnhäuser mit den dazu gehörigen Scheunen und Stallungen in Bangerow nieder. Bei dem Brande waren auch 4 Menschenleben zu beklagen. Als nun um Gaben zur Vinderung der Not gebeten wurde, sandte auch ein Oberst v. Bangerow aus einer Stadt am Rhein einen bedeutenden Betrag mit der Begründung, daß seine Ahnen hier gewohnt hätten. Nicht unerwähnt mag bleiben, daß Bangerow zu Anfang des 14. Jahrhunderts als Besthof des Jungfrauenklosters Köslin genannt wird. (Denno: Gesch. d. Stadt Köslin 2. Buch, 1. Kapitel, I.)

Als Besitztum ohne Erben fiel es vor etwa 130 Jahren an den Fiskus. Daß es in dieser Zeit gewesen ist, dafür spricht die Tatsache, daß an der Steglitzer Grenze heute noch ein etwa 130jähriger Kiefernbestand steht. Dieser ist damals, wie die Ueberlieferung berichtet, gepflanzt worden. Auch wird dies durch L. W. Brüllgemann: Ausführl. Beschreibung Vor- und Hinterpommerns Bd. II, 2. S. 536 bestätigt, der 1754 schreibt: „Ehemals war in diesem Dorfe ein Vorwerk, welches aber vor ein-

kleist scheint Wilhelmine nie wiedergesehen zu haben. Trotzdem widmete er kurz vor seiner tödlichen Verwundung bei Runersdorf die „Neuen Gedichte vom Verfasser des Frühlings“ Wilhelmines Mutter. Seine Erbitterung löst sich in gütiger Verzeihung auf. Die junge Baronesse war die einzige Frau, die des Dichters Herz abgrundtief bewegte.

## Volksaberglaube und Wissenschaft.

„Es irrt der Mensch, solang er strebt.“

Leider gibt es noch immer eine große Anzahl von Leuten aus allen Bevölkerungsschichten, vornehmlich aber aus den sogenannten gebildeten Kreisen, die der Heimat- und Volkskunde die ihr gebührende Bedeutung nicht zuerkennen wollen. Legen sie manchen Zweigen der Heimatforschung auch noch einigen Wert bei, so tun sie doch den Volksaberglauben unserer Vorfahren kurz als „Schnad“ ab, weil er sehr oft mit dem heutigen Stande der Wissenschaft nicht übereinstimmt. Doch die hohe Wissenschaft wackelt auch auf ihrem Thron. Abgesehen von Logik und Mathematik ist sie durchaus nicht die Wahrheit schlechthin. Boshafte Menschen sollen sie sogar als ein System von Irrtümern bezeichnen. Jedenfalls belehrt doch auch bei ihr ein Tag den andern und wird heute anerkannt, was gestern verachtet wurde. Und der Aberglaube? Auch er war gütlich für eine bestimmte Zeit, wie ehemals die wissenschaftlich anerkannte Wahrheit, die heute

auch belächelt wird. Man sollte also im Urteil über den alten Aberglauben zurückhaltender werden; denn hier wie dort ging und geht es durch Irrtum zur Wahrheit.

Und immer wieder will die offizielle Wissenschaft die Tatsachen in das kleine Häuschen ihrer Theorien sperren, statt umgekehrt, die Theorien in das große Haus der Tatsachen zu tragen. Die Folge davon ist, daß alles verworfen wird, was sich der Lehrmeinung einer Zeit nicht fügen will, bis eines guten Tages das Häuschen der Theorie unter der Wucht der Tatsachen zusammenbricht, und die Bahn frei wird für bisher Verachtetes.

Der Bauer, der Fischer, der Jäger beobachten öfters einen Vorgang in der Natur ganz richtig. Nur zur Einordnung in die Wissenschaft fehlt ihnen das „Zeug“. Sie deuten ihre Beobachtungen im Sinne der herrschenden Lehrmeinung und müssen notgedrungen dabei auf Irrwege geraten, was die hohe Gelehrsamkeit veranlaßt, auch die Beobachtung als solche zu verwerfen.

Seit grauer Vorzeit ist das Besprechen von Wunden in unserm Volke bekannt. Noch heute gibt es viele Menschen, die darüber lächeln. Und doch werden nur noch wenige Aerzte von Aberglauben sprechen, nachdem die vielseitige Wirkung von Suggestion und Hypnose erforscht wurde. Was dem Volke schon seit Homer geläufig war, erkannte die Wissenschaft erst vor wenigen Jahrzehnten. Und als die Aerzte noch lange an die ausschließliche Wirkung von Medikamenten und blutigen Eingriffen glaubten,

hatte das Volk bereits eine Vorstellung vom psychischen Heilfaktor, den es noch heute etwa zur Beseitigung von Warzen anwendet.

Ferner ist allgemein bekannt, daß der Mond im Volksmund eine große Rolle spielt. Viele Leute lachen noch heute, wenn alte Frauen bestimmte Pflanzen nur bei Neumond oder bei zunehmendem Mond säen. Doch die neuere Wissenschaft hat festgestellt, daß der Mond nicht nur Ebbe und Flut verursacht, sondern auch auf die Entwicklung von organischen Wesen von nicht zu unterschätzendem Einfluß ist und daß es deshalb keineswegs gleichgültig ist, in welcher Mondphase gewisse Pflanzen gesät werden.

Ein bekannter Volksaberglaube betrachtet Nordlichter als Verkünder von Kriegen. So merkwürdig es auch klingen mag: Der bekannte Ingenieur Rudolf Mewes hat festgestellt, daß die Maxime der Sonnenfleckenperioden auch mit der Erscheinung des Nordlichts zusammenfallen. Gleichzeitig konnte er den Beweis dafür erbringen, daß in diesen Zeiten Kriege besonders zahlreich sind, so daß auch hier der Volksaberglaube recht behält. Ähnliche Beispiele ließen sich reichlich anführen. Ich erwähne nur noch den „blutigen Schnee“, das „Regnen von Fröschen und Steinen“ und die „vergifteten Brunnen“.

Aus alledem dürfte zur Genüge hervorgehen, daß auch die hehre Frau Wissenschaft nicht achlos an dem Aschenputtel Volksaberglaube vorüber zu gehen braucht. Baronofsky-Düptow.



gen Jahren abgebaut worden ist.“ — Das übrigbleibende Ackerland wurde an 9 Bauern verteilt. Die vorgelegte Behörde war im Namen des Fürstums das Amt Kasimirsburg, das auch den Schulzen im Orte bestimmte. Die Gemeinde bestand damals aus 9 Bauern, 3 Büdnern, einem Gemeindefchmied, Schäfer und Hirten. Die Seelenzahl betrug etwa 100. Für das erhaltene Land mußten die Bauern Hand- und Spanndienste leisten und zwar in der Forst, auf der Domäne Kasimirsburg und Zwölfhufen. Sämtliche Bauern waren verpflichtet, ihr Korn auf der Obermühle in Dörsenthin mahlen zu lassen und mußten auch hier persönliche Dienste leisten. An die Scharfrichterei in Köslin hatten die Bauern Roggenarben zu liefern. Nach Aufhebung der Leibeigenschaft wurden die Leistungen in Mehl Korn verwandelt, das bis zum Jahre 1855 zu liefern war. In diesem Jahre wurden diese Lieferungen in Domänenrenten umgewandelt, die in 56 Jahren abgelöst sein sollten. Ebenso fiel in diesem Jahre die Verpflichtung, in Dörsenthin mahlen zu lassen. Die Leistungen an die Scharfrichterei in Köslin wurden im Jahre 1860 in Geld abgelöst.

Um das Jahr 1840 begann die Parzellierung einzelner Höfe. So wurde der Hof Nr. 1 von 9 Käufern erworben, die denselben unter sich teilten. Allmählich wurden so sämtliche anderen Höfe aufgeteilt, so daß die Bevölkerungszahl bis im Jahre 1872 auf etwa 600 anwuchs. Durch die Teilung der Höfe waren auch die Domänenrenten vielfach geteilt. In den sechziger Jahren mußten deshalb alle Renten, die den Betrag von 3 Mark jährlich nicht erreichten, in Kapital abgelöst werden.

Nach dem Jahre 1855 wurde auf dem heutigen Mühlenberge von dem Bauern Görs eine Windmühle gebaut. Diese wurde 1866 infolge Brandstiftung ein Raub der Flammen. Der Berg hat nach der Mühle seinen heutigen Namen.

## Otto von Bamberg und sein Werk

Von Prof. Dr. F. Curschmann, Greifswald.

(Schluß.)

So kam unter sehr veränderten Verhältnissen Ottos zweite Missionsreise zu stande. Der Bischof fühlte sich diesmal nicht an den Herzog von Polen gebunden. Man kann sich wohl vorstellen, daß zwischen ihm und Boleslaw von der Friedensvermittlung her, durch die er dem Polen in den drohend erhobenen Arm gefallen war, eine gewisse Spannung zurückgeblieben war, während sich andererseits zwischen dem Pommerherzog und dem Bischof ein neues Band geknüpft hatte. So zog denn Bischof Otto im Frühjahr 1128, nachdem er vorher zu Merseburg noch eine letzte Zusammenkunft mit König Lothar gehabt hatte, wieder, und diesmal unter dem Schutz des Reiches, vom Segen des Papstes begleitet, dem Ostseelande zu.

Havelberg war der Punkt, wo er das Wendenland zuerst betrat. Dann ging es durch große, fast unbewohnte Wälder ostwärts auf Demmin, die pommerische Grenzfestung, zu. Hier trafen sich der Bischof und Herzog Wartislaw, und beide zogen nun gemeinsam nach Usedom, wo auf den Tag des christlichen Pfingstfestes (10. Juni) eine Versammlung der Großen des Landes angesagt war. Bedeutsame Verhandlungen über die religiöse und politische Zukunft Pommerns haben stattgefunden. Und wenn wir auch nicht allen Einzelheiten, die uns Ottos Lebensbeschreibungen darüber überliefern, trauen dürfen, so treffen sie doch den Sinn der Politik des Herzogs richtig, wenn sie ihn die Versammlung eindringlich auf die Macht des deutschen Königs, unter dessen Schutz der Bischof käme, hinweisen lassen und wenn er zum Schlusse auffordert, sich deshalb diesem Manne zu beugen und die von ihm verkündete Lehre anzunehmen. Die Gründe des Herzogs, verbunden mit der Wirkung von Ottos Auftreten und der herzagewinnenden Macht seiner Rede, hatten Erfolg. Die Versammlung entschied sich für den Uebertritt zum Christentum, und Otto hatte wieder geraume Zeit zu tun, um alles sich jetzt zur Laufe drängende Volk in die christliche Gemeinschaft aufzunehmen. Das war die Entscheidung, trotz allen offenen und versteckten Widerstandes, der noch Otto und den Priestern, die er nun ins Land entsandte, entgegentrat. Er predigte persönlich zunächst in Wolgast und Güt-

low, wo er wieder — in diesem Punkte war er ein unerbittlicher Mann — ein besonders großes und prächtig ausgestattetes Heiligtum zerstörte. Dann aber rief ihn unerwartet eine neue Aufgabe aus der Missionspredigt heraus. Eine große Gefahr bedrohte abermals Pommern. Herzog Boleslaw von Polen stand, zum Einfall bereit, mit einem Heere an der Grenze. Als Retter in der Not angerufen, zog deshalb Bischof Otto eilends dem Polenherzog entgegen, der nicht anders konnte, als den unerwartet vor ihm stehenden deutschen Bischof ehrenvoll aufzunehmen, mochte er ihm nun willkommen sein oder nicht. Und abermals hatte Otto Erfolg. Boleslaw kehrte um, ohne pommerischen Boden betreten zu haben. Es gehört nicht viel Phantasie dazu, um sich vorzustellen, welchen Eindruck diese zweite Errettung des Landes vor drohender Kriegsnot durch Otto von Bamberg gemacht, wie sie ihm die Herzen gewonnen, sein weiteres Wirken befördert haben muß. Die Lebensbeschreibungen des Bischofs drängen dergleichen zurück, und heben lieber die Schwierigkeiten, die sich ihm noch weiter entgegenstellten, hervor, um das Verdienst ihres Heiligen zu erhöhen. So erzählen sie ausführlich, wie in Stettin Ottos Leben von neuem bedroht war, und wie er schließlich dann doch obstieg und den Platz endgültig dem Christentum gewann; wie er weiter in Wollin und Cammin gewirkt und Wunder verrichtet hat und dergleichen mehr. Nichts ist aber schließlich doch bezeichnender für den Erfolg seiner Mission, als daß der Bischof jetzt schon den Gedanken fassen konnte, das Wort Gottes auch über Pommerns Grenzen hinaus zu tragen und den Ukeren und rügischen Slawen zu predigen. Er ist nicht dazu gekommen, Nachrichten aus Bamberg riefen ihn in die Heimat zurück. Nach kurzem Aufenthalte am Hofe des Polenherzogs traf er gegen Weihnachten 1128 wieder in seiner Bischofsstadt ein.

Großen, aber nicht vollen Erfolg hatte Otto von Bamberg auf seiner zweiten Missionsreise gehabt: noch immer fehlte dem neu für das Christentum gewonnenen Lande der Bischof. Ohne ihn aber konnte, und kann heute nach diesen Grundsätzen der katholischen Kirche, die dem Bischofe einen besonderen Kreis von Rechten, darunter die Weihe neuer Gotteshäuser, vorbehalten, ein Missionsgebiet nicht gedeihen. Otto hatte daher als ersten Bischof von Pommern Adalbert, seinen Getreuen Begleiter auf beiden Missionsreisen, in Aussicht genommen. Seiner Weihe und Einsetzung standen aber nach wie vor die unvereinbaren Ansprüche des Erzbischofs von Gnesen, der Pommern als Nebenland Polens betrachtete und des Erzbischofs von Magdeburg, damals Norbert, der berühmte Stifter des Prämonstratenserordens, der auf Grund alter Rechte die kirchliche Hoheit über das ganze Wendenland beanspruchte, entgegen. So blieb einstweilen alles beim alten. Erst nach Ottos Tode fiel 1140 endlich die Entscheidung: ein eigenes, unmittelbar dem Papste unterstelltes Bistum Wollin wurde errichtet und zu seinem Bischofe der bereits von Otto designierte Adalbert geweiht. Wieder ein Kompromiß, eine halbe Maßregel und doch, die Hauptsache war erreicht, der kirchliche Einfluß Polens in Pommern endgültig ausgeschaltet, der Weg für eine deutsche Zukunft des Landes geöffnet. Der deutsche Bischof zog fortgesetzt immer deutsche Geistliche als Pfarrer ins Land, nach ihnen kamen Mönche und gründeten große Feldlöcher als neue Zentren christlich-abendländischer und deutscher Kultur. Den Klerikern folgten die Laien, deutsche Ritter zuerst, die von den pommerischen Herzögen Land zu Lehen nahmen und ihre Lehnsheeren und den einheimischen slawischen Adel für deutsche ritterliche Art gewannen; die regierende Oberschicht des Landes wurde damit, auch soweit sie es dem Blute nach nicht war, deutsch. Schließlich zogen in immer stärker anschwellenden Scharen im Laufe des 13. Jahrhunderts deutsche Bauern und Bürger ins Land und gründeten deutsche Dörfer und Städte von der Tollense bis zur Ucker hin. So wurde durch aller vereinte Arbeit Pommern erst ein slawisch-deutsch gemischtes, dann, schon im Laufe des Mittelalters — von kleinen Bezirken im äußersten Osten abgesehen — ein rein deutsches Land.

Diese ganze Entwicklung hat Otto von Bamberg natürlich nicht vorausgesehen, ja nicht einmal ahnen können. Die Bahn aber hat er ihr doch gebrochen, ohne sein Wirken wäre Pommern höchstwahrscheinlich schließlich doch an Polen gefallen, die deutsche

Kolonisation und der deutsche Staaten hätten vielleicht schon an der Ober ihre Grenze gefunden. Solche Gedankenreihen zu entwickeln, ist in diesen Gedanktagen nicht müßig, denn sie veranschaulichen uns erst voll Ottos von Bamberg Bedeutung, nicht nur für die deutsche Kirche, sondern auch für das deutsche Volk und Reich.

## Kleine Mitteilungen.

**Die Glocke von Alt-Marin, Kr. Kolberg.** In Alt-Marin sollte eine neue Glocke gegossen werden. Als die Masse zum Guß fast fertig war, wurde der Meister abgerufen. Dem Lehrling wurde die weitere Behandlung der Masse anvertraut. Als der Meister aber lange weglief, wollte der Lehrling die Masse nicht verderben lassen und ließ sie daher in die Form laufen. In diesem Augenblick kam der Meister und geriet über die selbständige Handlungsweise des Lehrlings so in Wut, daß er ihn erschlug. Um seine Tat zu verheimlichen, vergub er die Leiche unter dem Schweinekoben. Der Guß war gut geraten, aber die Glocke sang immer:

Dei mi got, is al dod,  
is begraowe unnem Schwinskaowe.

Man wollte nun die Glocke nach Kolberg bringen, aber sämtliche Pferde des Ortes vermochten sie nicht über die Grenze zu bringen, sie war durch die Tat an den Ort gebannt und ist heute noch dort. (Mitgeteilt von D. Kirschner-Semmerow.)

**Der Name der Stadt Schivelbein.** Prof. Otto Knoop-Stargard deutet in den „Monatsblättern der Gesellschaft für Pommerische Geschichte und Altertumskunde“, Heft 4 1924, Schivelbein als „Schir-l-see oder Schiwelbruch“, d. h. runder Sumpffee oder rundes Sumpfsbruch. Den deutschen Kolonisten, die sich noch vor dem Jahre 1280 dort ansiedelten, erschien das Gebiet des Sees oder Sumpfes als „schiwelachtig“ (med. schive, schiwe = Scheibe), und da die dort ansässigen Wenden es bagno (gesprochen bajno = Sumpf) nannten, übernahmen sie diesen Namen und bezeichneten es als ein schiwelachtiges bagno, als Schiwelbajne, woraus sich dann ohne weiteres ein Schiwelbein und schließlich Schivelbein entwickelte.

## Heimatbücherei.

**Bischof Otto von Bamberg in Pommern** ist der Titel des 8. Bändchens der „Pommerschen Heimatkunde“, herausgegeben im Verlag Moringers-Greifswald. Der Verfasser dieses neuesten Bändchens ist der bekannte Verfasser der zweibändigen „Geschichte von Pommern“, Gymnasialdirektor Dr. Wehrmann. Der Stoff ist in der kleinen Schrift, die in keiner pommerischen Bücherei fehlen sollte, erschöpfend behandelt.

**Die Gesellschaft für Pommerische Geschichte und Altertumskunde** hat den neuesten Jahresband (N. F. Bd. 26) der Baltischen Studien als Festgabe zur Feier ihres 100jährigen Bestehens soeben herausgegeben. Aus dem Inhalt seien als unsere hinterpommerische Heimat besonders angehend erwähnt: Forschungen zur älteren Geschichte des Bistums Kammin von Privatdozent Dr. Salis — Die Lehr- und Predigtstätigkeit des Bischofs Otto von Bamberg in Pommern von Gymnasialdirektor Dr. Wehrmann — Die Siegel der Bischöfe von Cammin und ihres Domkapitals (mit zahlreichen Abbildungen) von Staatsarchivdirektor Dr. Grotefend.

Im Verlage von **E. G. Henckes** in Köslin sind folgende **Heimatschriften** erschienen:

**Bogislaw der Zehnte**, Herzog von Pommern. Ein historisches Gemälde von J. C. Venno.

**Pommerns geologische Formationen** von Dr. Hans Menzel, Igl. Bezirksgeologen aus Berlin.

**Henriette Hendel-Schüb**, eine einstmalige berühmte Köslinerin von Fr. Dr. Jonas, Gymnasialdirektor in Köslin.